

Blätter aus Krain.

Beilage zur Laibacher Zeitung.

No. 16.

Siebenter Jahrgang.

18. April 1863.

Im Lenze.

Der Lenz ist da; sein frisches Grün,
Sein Blüthenschmuck, sein sonnig Frangen,
Es macht das Herz so hoffnungsfühn,
Vertrauensstark und voll Verlangen.

Fort mit des Tages prosaischem Wust!
Ich hör's durch meine Seele klingen;
Es kommt die alte Dichterlust:
Ich muß ein Lied dem Lenze singen.

Und kann erschossen ist der Duell,
Den längst verlegt ich glaubte, wieder,
So bricht's hervor, gewaltig, schnell;
Es kommen immer neue Pieder.

Was lange mir im Herzen schlief,
Tönt laut, wie Amselschlag in Tannen,
Ein Zauberehring — die ich rief,
Die Geister, kann ich nun nicht bannen.

Ludwig Joslab.

Der Grubenbrand.

(Schluß.)

Sie begegneten unterwegs Männern, Weibern und Kindern, welche aus dem Schlafe aufgeschreckt, halbangekleidet durcheinander rannten und wissen wollten, was denn geschehen, wo die Gefahr stecke, wie zu helfen sei. Und als man endlich erfuhr, daß es im Innern des Bergwerkes brenne, da fragte Eines das Andere mit vor Entsetzen bebender Stimme: „Ist Jemand in der Grube?“ Das wußte aber vor der Hand keiner zu beantworten und darum beeilte man sich, um zu der Unglücksstätte zu gelangen, wo man etwas Gewisses erfahren mußte.

Auf welche Art dieser Grubenbrand entstanden, hat sich mit Bestimmtheit nicht ermitteln lassen; es liegt jedoch die Wahrscheinlichkeit vor, daß eine Selbstentzündung stattgefunden habe, die hier darum möglich war, weil in dem Grubenreviere, wo der Brand sich entwickelte, leicht verwitterbare, für die Selbstentzündung geeignete Gieftiefe sich befinden. Für die Wahrscheinlichkeit dieser Annahme spricht auch der Umstand, daß fast an derselben Stelle bereits in den Jahren 1803 und 1839 Feuer ausgebrochen war und man auch im Jahre 1803 als Ursache desselben die hohe Temperatur bei Verwitterung der Kiese und Lorbererze, die deren Selbstentzündung veranlassen mußte, anerkannte. Der Grubenbrand von 1846 unter-

schied sich von den früheren zweien nur dadurch, daß er weit heftiger als jene vorschritt und sich sogleich einer größeren Masse Grubenholzes bemächtigte *).

Gleich nach Bekanntwerden des Unglücksfalles hatten sich drei Werksbeamte mit etlichen Aufsehern und Arbeitern in die Grube begeben, um das Auftreten des Brandes in Augenschein zu nehmen; doch nur ein Theil derselben war zurückgekehrt und um halb sechs Uhr waren vier von ihnen in der Gewalt eines Elementes, das jede Annäherung zu ihrer Rettung auf das äußerste erschwerte.

Angst, Schrecken und der innigste Schmerz bemächtigte sich aller Anwesenden, als sie hörten, daß ein braver Beamter, mit drei ebenso wackeren Aufsichtsmännern vermischt werde. Ein Preis wurde auf ihre Rettung gesetzt. Bergleute wagten sich in die Grube, wurden aber theils betäubt, theils ganz todt herausgezogen und es war kein Resultat mit diesen traurigen Versuchen erzielt worden.

Bei dem Scheine der Grubenlichter und Fackeln, in deren ungleicher Helle sich die entsetzten Gesichter noch unheimlicher ausnahmen, hatte Agathe bisher in fieberhafter Unruhe umhergespäht, ob sie nicht ihres Johann ansichtig werden könnte, was ihr jedoch bisher nicht gelungen war, als sie plötzlich unvermuthet seinen Namen dicht neben sich nennen hörte. Sie horchte und lauschte und wurde starr vor Schreck, denn sie hörte sagen: „Auch er ist unten und der Arme wird wohl kaum mehr das Tageslicht erblicken.“

Agathe glaubte zusammenstürzen zu müssen; es war ein Gutmann, der nun auf ihr Befragen erzählte, daß Johann hinab sei, um den Bergschaffer (dieß war der vermisste Beamte) aufzusuchen und sei noch immer nicht zurückgekehrt.

„Um Gotteswillen, Johann ist in Gefahr, ist vielleicht schon todt!“ schrie sie; „mein Gott, ist denn wirklich keine Hilfe mehr? Mutter, kommt, ach kommt!“

Sie riß diese mit sich fort und stürzte sich in das dichteste Gedränge, wo man theils ohnmächtige, theils todt Arbeiter aus der Grube brachte. Weiber und Kinder schrien durcheinander, der Arzt und der Geistliche hatten wechselweise zu thun, während die hölzerne Bergmannstrommel nicht aufhörte, mit ihrem Geklapper nach Hilfe zu rufen.

Agathe rannte verzweiflungsvoll hin und her, die Luft mit ihren Jammerrufen erfüllend, als sie plötzlich von einem

*) Joh. B. Krans, Jahrbuch für den Berg- u. d. Hüttenmann des österr. Kaiserthums. Erster Jahrgang. Wien 1848.

Manne aufgehalten wurde, der sie theilnehmend fragte: „Was ist's denn, Jungfer Agathe, beklagt Ihr einen Verlust?“

Sie schaute auf und erkannte Faustin, der ihr forschend in's Gesicht blickte.

„Johann ist in der Grube, er muß schnell gerettet werden, wenn überhaupt noch Rettung möglich ist; ach, Faustin, wenn meine Bitten noch etwas bei Euch gelten, so würde ich Euch kniefällig bitten, dem Kameraden und ehemaligen Freund zu Hilfe zu eilen.“

Sie war dabei wirklich auf die Kniee gesunken.

Wie ein Blitz durchzuckte es den Bergknappen. Rasch hob er das Mädchen auf, das jetzt seine Hand erfaßte und mit flehendem Blicke ihm in's Auge schaute, dann sagte er mit festem, bestimmten Ausdruck: „Wenn es Gottes Wille ist, so bringe ich ihn Euch wieder; an mir soll es nicht fehlen.“

Und wie ein Pfeil flog er davon.

Tödlich lang begann nun Agathen jeder Augenblick zu werden, ihre Nerven spannten sich an, als sollten sie zerreißen, das Klopfen ihres Herzens drohte ihr die Brust zu zersprengen: Frost und Hitze beschlich sie wechselweise.

Da — mit einem Male führt man Johann herbei, er hatte, da die Gefahr des Erstickens schneller, als er vermuthet, sich ihm genah, rasch auf den Rückzug gedacht, hätte aber, von dem Rauche belästigt und von der Anstrengung geschwächt, es nicht mehr vermocht, den Ausgang in die frische Luft zu erreichen, wenn ihm nicht Faustin entgegengekommen und ihn noch zu rechter Zeit mit sich fortgezogen hätte. Er mußte gelobt werden und wurde sogleich nach Hause geschafft, um sich dort vollends erholen zu können.

Agathe wollte nun dem Lebensretter ihres Johann mit Thränen in den Augen danken; Faustin aber machte sich los und rief mit freudestrahlendem Blicke: „Und nun will ich auch noch meinen Vorgesetzten reiten, es muß mir gelingen!“

Und fort stürmte er.

Agathe folgte, halbbetäubt von dem Sturme ihrer Empfindungen, in Begleitung der Mutter Johann und seinen Führern, um über sein Befinden Erkundigungen einzuziehen.

Johann erholte sich bald wieder, und Agathe begann neu aufzuleben, aber wie ein schwerer Donnerschlag traf sie die Nachricht, daß der Bergschaffer und seine Gefährten, sowie mehrere Andere in der Grube, die nun bereits in allen ihren Räumen mit Rauch angefüllt war, verblieben und ihre Rettung nun unmöglich geworden sei. Auch Faustin war nicht mehr zurückgekehrt.

Da wich mit einem Male Agathens Freude über Johann's Rettung dem bittersten Herzensleide über Faustin's Verlust; sie rannte, wie außer sich, der Unglücksstätte zu, um über diese Hiobspost sich Gewißheit zu verschaffen, und als ihr Jedermann den Umstand bestätigte, daß man der Grube weder mehr durch einen Stollen, noch durch einen Schacht beizukommen im Stande sei, überzog Todtenblässe ihr Gesicht, ihre Glieder begannen zu zittern und sie wankte halb bewusstlos nach Hause. Doch hier begannen sie bittere Gedanken zu quälen.

Faustin, von dem sie so innig geliebt wurde, hatte, weil es sie glücklich machte, seinen Nebenbuhler und seit Kurzem auch Todfeind, mit eigener Lebensgefahr gerettet und, obgleich er einsehen mußte, daß dieß bei seinem Vorgesetzten nicht mehr möglich sei, den Versuch zu dessen Rettung doch unternommen, gewiß nur in der Absicht, um sterben zu können, weil er bei ihr keine Gegenliebe gefunden. Diese Gedanken waren jetzt bei ihr vorherrschend und erfüllten sie mit einer tödtlichen Unruhe, die ihr an keinem Orte Rast gönnte. Sie mußte wieder hinaus zu dem Bergwerke, aus dessen Zugängen dichter Rauch emporqualmte.

Als letzter Versuch zur Auffindung der Vermißten hatte man nach gepflogener allgemeiner Berathung das Wasser, welches die Kunst (Wasserhebmachine) zu Tage fördern sollte, wieder zurückgeleitet und von den Maschinensähen in Masse durch den Schacht abstürzen lassen, um dort die Wetter (Luft) in Bewegung zu setzen, was zur Folge hatte, daß ein Gegenzug bewirkt wurde und, obgleich die bösen Wetter nicht allenthalben und auf die Dauer beseitigt werden konnten, man sich doch wieder in die Grube wagen durfte. Mehrere Arbeiter fuhren nun hinab, und im Verlaufe des Vormittages wurden 8 von den Vermißten herausgebracht — alle schon Leichen! Unter ihnen auch Faustin. Der Bergschaffer mit seinen 3 Gefährten und 3 andere Bergarbeiter waren nicht aufgefunden worden.

Agathe stürzte an Faustin's Leiche, vom tiefsten Schmerze gebeugt, nieder und vermischte ihr Schluchzen mit dem Jammergeschrei der Witwen und Kinder, welche unter den Todten ihren Gatten oder den Vater beweinten, oder welche erwartet hatten, unter den Herausgeführten ihren Angehörigen zu finden und ihn nicht einmal als Leiche sehen konnten.

Es unterlag nun keinem Zweifel, daß von den in der Grube Gebliebenen Keiner mehr am Leben sein könne und alle weiteren Rettungsversuche zu keinem günstigen Resultate führen würden; ja, es war dabei noch zu berücksichtigen, daß die Lebenden, von denen nur wenige tiefer hinunterzudringen im Stande waren, so betäubt und entkräftet zurückkamen, daß ihnen ärztliche Hilfe geleistet werden mußte, und es war daher ein dringendes Gebot, kein Menschenleben mehr auf's Spiel zu setzen. Nach einer um 2 Uhr Nachmittags von dem gesammten Beamtentkörper neuerdings gepflogenen Berathung wurde daher der Beschluß gefaßt, die Grube zu verdämmen, d. h. alle Zugänge des Bergwerkes mit Ziegeln, Malter, Holz, Erde, Mist und Lehm möglichst luftdicht zu verschließen, um jeden Zug zu hemmen und so das Feuer zu ersticken; die Verdämmungsarbeiten wurden nun sofort mit aller Kraft begonnen, und um 1 Uhr nach Mitternacht war die Grube schon vollkommen verschlossen und alle Luft abgesperrt.

Von dem Augenblicke an, als Agathe an Faustin's Leiche gekniet, ging in ihrem ganzen Wesen eine auffallende Veränderung vor, die sich hauptsächlich dadurch kund gab, daß ihre Meinung von Faustin eine ganz andere geworden, oder besser gesagt, ihre Gefühle für ihn eine gängliche Umwandlung erlitten hatten.

„Sein Herz war keiner Rachsucht fähig,“ sagte sie; „wie hätte er sonst demjenigen, von dem er Tags vorher als Todfeind geschieden, so viel Gutes erweisen können? Und selbst wenn er auf Rache gesonnen und dieselbe besiegt hatte, weil er mich nicht elend, ja im Gegentheile recht glücklich machen wollte, welcher Muth, welche Kraft gehörte dazu! Gewiß, sein Herz war nur ein edles.“

Die innigste Hochachtung für den Verbliebenen zog in ihre Brust und gab ihrem Schmerze um ihn, etwas Heiliges, das jeder edlen That unter allen Verhältnissen anklebt und sich unwiderstehlich Sympathien erringt. —

Am 5. November fand das Leichenbegängniß der bei dem Grubenbrande verunglückten Bergarbeiter Statt, die in zehn, mit den bergmännischen Abzeichen und mit Buchsbaumkränzen geschmückten Särgen, von ihren Kameraden in Uniform und von sämmtlichen Beamten, schwarz gekleidet, zur letzten Ruhestätte geleitet wurden. Eine zahlreiche Begleitung aus dem Orte und der Umgegend hatte sich dem Zuge angeschlossen und kein Auge blieb trocken, denn selbst der Fremde fühlte sich erschüttert bei dem Jammer, der mit einem Male ganze Familien so unerwartet betroffen.

Agathe hatte ihrem treuen Freunde, den sie erst zu spät erkannt, ein Sträußchen aus Nelken, Monatsrosen und Winterleukojen, die sie hinter ihrem Fenster erzog, in den Sarg gegeben und denselben unter heißen Thränen auf den Friedhof begleitet. Sie fühlte, sie habe in ihm etwas verloren, das sich nicht mehr ersetzen ließ.

Diese Veränderung in ihrem Gemüthe war nicht von kurzer Dauer, denn es war eigentlich mehr ein Erwachen, Erkennen, eine bessere Ueberzeugung, denn eine Umwandlung, und darum mußte sie von Bestande sein. Sie hatte Anfangs beiden jungen Männern in gleicher Weise ihre Zuneigung geschenkt. Johann's Loos hatte ihr Mitgefühl erregt, sie glaubte ihn zu lieben; Faustine aber hatte mit dem Beweise seiner aufopfernden Liebe ihre ganze Achtung zu erringen gewußt, und diese hatte ihrem Herzen erst die Ueberzeugung gegeben, daß sie nur ihn lieben könne.

Von nun an duldete sie nur mehr Johann's Liebesbezeugungen, sie erwiderte sie nicht mehr; ihr Inneres füllte nur die Erinnerung an den Verstorbenen aus. Johann erkannte mit Betrübniß, daß der Todte ein gefährlicherer Nebenbuhler geworden, als es der Lebende gewesen; und er machte keinen Versuch mehr, Agathe's Zuneigung erzwingen zu wollen.

Am 13. November wurden die Löschwässer in den Schacht eingelassen und am 1. December waren schon mehrere von den Grubenrevieren wieder ohne alle Gefahr zugänglich, und fand daselbst die Knappschacht, welche während der Zeit des Brandes und der Ertränkung der Grube über Tags war beschäftigt worden, wieder ihren regelmäßigen Erwerb wie zuvor.

In diesem Monate noch wurden die Leichen dreier, im Mittelfelde des Josefschachtes verunglückten Arbeiter gefunden; am 24. April 1847 aber erst, als die Grube gänzlich vom Wasser befreit und die Luft genügend gereinigt worden war, ließ man auf die Leiche des Bergschaffers, dessen kühner Eifer

ihn in den Tod geführt, da er den dringenden Ermahnungen seiner Freunde, nicht mehr weiter vorzudringen, kein Gehör gab und den Brand selbst in Augenschein nehmen wollte. Er, sowie seine drei Gefährten, die in seiner Nähe aufgefunden wurden, waren bereits in einen hohen Grad der Verwesung übergegangen.

Ein gußeisernes Denkmal, in Form einer Pyramide, mit den Namen der siebenzehn Verunglückten, wurde zum Gedächtnisse dieses Ereignisses aufgestellt, welches den Bewohnern von Jodria stets in ernster Erinnerung bleiben wird.

Nicht lange darnach nahm ein Bruder von Agathe's Mutter, der in Untersteiermark ein Gewerbe betrieb und dessen Gattin gestorben war, seine Schwester sammt ihrer Tochter zu sich, damit sie seinem Hauswesen vorstehe. Auf diese Weise wurde Agathe's Verhältniß mit Johann thatsächlich getrennt, da sie einander von dieser Stunde an nicht mehr sahen und ihre Herzen bereits jede innigere Verbindung aufgegeben hatten.

F. R.

Volksgebräuche der Slovenen in Steiermark *).

Von Karl Roman Riedl.

I. Hochzeitsgebräuche.

Mit Allgewalt drängt die Cultur in allen Gauen unseres Vaterlandes Oesterreich vor, sie schont nicht Namen, nicht Sprachunterschiede, sie will alle zu einem gebildeten Volke machen. Leider verschwinden mit diesem Vordringen der Cultur die Sitten und Gebräuche der einzelnen Stämme immer mehr, wie ihre Nationalbekleidung verschwindet; hie und da nur sind noch Ueberreste der alten Zeiten in Liedern, seltener noch in Gebräuchen vorhanden. Auch die Slovenen der Steiermark haben durch den Jahrhundert langen Verkehr mit ihren deutschen Nachbarn Vieles von ihren eigenthümlichen Sitten verloren. Das Vorhandensein der deutschen Sprachinseln mitten im Slovenenlande, wie Marburg, Pettau, Cilli u. s. w., hat auf die Veränderungen und das Zugrundegehen nationaler Gebräuche einen wesentlichen Einfluß geübt. Wir dürfen daher Ueberbleibsel solcher Gebräuche aus der alten Slaven- und der Römerzeit nur ferne von den Städten in den Thälern der windischen Büchel suchen und in den weniger besuchten Einschnitten des Bacherer Gebirges und den im Südosten der Steiermark befindlichen Districten. Zunächst wollen wir die Hochzeitsgebräuche besprechen.

Ist ein heiratsfähiger Sohn vorhanden, so bespricht sich der Vater zur gehörigen Zeit mit ihm, wen man in die Familie wählen soll, und bei dieser Gelegenheit werden die Stadunterschiede so strenge festgehalten, wie in aristocratischen Familien, so daß es z. B. sehr selten vorkommt, daß ein Bauernsohn ein Weinzierlmädchen heiratet. Ueberhaupt macht der nervus rerum einen wichtigen Ausschlag bei der Wahl der künftigen Lebensgenossin, und frühere Liebe wird gar häufig bei Seite gesetzt und vergessen. Ist die Braut (nevesta, die Unwissende) bestimmt, so sucht sich der Vater einen vertrauten Freund aus, um auch mit ihm noch über die vorgenommene Wahl zu sprechen, und sein Ausspruch wird stets berücksichtigt. Stimmt er mit der Wahl überein, so wird er zum Hochzeitbitter und Hochzeitsführer (starasina) gemacht; eine nothwendige Bedingung für dieses Ehrenamt ist Sprachfertigkeit, denn von dieser hängt oft

* Aus der „Carinthia.“

das Gelingen der Ehe ab. Der starasina geht nun entweder allein zuerst in das Haus der Auserwählten, um das Terrain zu recognosciren und die Anfrage zu stellen, ob man überhaupt zu einer Vereinigung geneigt sei, oder er kommt allsogleich mit dem präsumtiven Schwiegervater und Bräutigam; Letzterer muß aber im Vorhause die Entscheidung seines Geschickes abwarten. Sind die beiden Hochzeitbitter in das Zimmer des Vaters oder Vormundes (gerof, ob vom deutschen: Gerhab?) eingetreten und haben sie mit einem andächtigen: Hvalsen bodi Jezus Kristus begrüßt, so beginnen sie mit einem Gespräche über den Gesundheitszustand der Schweine u. dgl., kurz mit einem ganz gleichgiltigen Gegenstande, bis sie endlich durch allerlei Uebergänge auf den eigentlichen Gegenstand zu sprechen kommen; nämlich zur Werbung. Ist der Vater des Mädchens bereit, seine Tochter zur Frau zu geben, so wird der Bräutigam, welcher noch immer im Vorhause wartet, hereingerufen, und die Brautleute reichen sich die Hände, wobei der starasina eine salbungsvolle Rede über die Pflichten in der Ehe hält. Dann wird die Mitgift festgesetzt und endlich der Tag der Hochzeit bestimmt, gewöhnlich ein Sonntag oder Montag, nie aber Dienstag oder Mittwoch, weil man sagt, daß an diesem Tage die Schinder und Kopfdiebe sich trauen lassen.

So naht der Abend vor dem Trauungstage heran, an welchem es besonders im Hause des Bräutigams lustig hergeht, da er vom Junggesellenstande Abschied nimmt, was ihm der starasina mit eindringlichen Worten vorhält. Aehnlich ist es im Hause der Braut.

Am Hochzeitstage früh versammeln sich die Hochzeitsgäste im Hause des Bräutigams, um im geordneten Zuge zur Braut zu ziehen, deren Haus womöglich mit einer rothen Fahne geziert ist. Häufig wird auch gefahren, wobei die Musikanten, die nirgends fehlen dürfen, auf einem mit Tannenbäumchen und Bändern geschmückten Leiterwagen voranzufahren, die übrigen mit geschmückten Pferden folgen. Gelangen sie zum Hause der Braut, so finden sie alle Thüren geschlossen, ja, es würde als üble Vorbedeutung angesehen werden, wenn eine Thüre nicht gesperrt wäre, man würde auf spätere Untreue der Braut schließen. Mit einem: Gelobt sei Jezus Christus klopfen sie nun an, allein es erfolgt keine Antwort, so ein zweites und drittes Mal, die Musikanten fällen die Zwischenpausen aus; endlich wird der äußere starasina (denn auch die Braut hat ihren starasina drinnen) scheinbar ungeduldig und spricht: „Wie kommt es, daß bei Eurem Hause ein christlicher Gruß nicht erwidert wird; habt Ihr vielleicht keine Zeit für uns? Müßt Ihr das Vieh füttern? Laßt das jetzt und antwortet uns.“ Der innere starasina spricht: „Wer seid Ihr? was wollt Ihr? wer hat Euch das Recht gegeben, unsere Ruhe zu stören?“ Der äußere starasina: „Verubigt Euch, wir sind friedliche Wanderer, und begehren von Euch nichts anderes, als daß Ihr uns in Eure Stube hineinlasst; wir reisten lange Zeit (hier nennt er das Alter des Bräutigams) umher und suchten eine theure Blume, um sie in unseren Garten zu versetzen; die gesuchte Blume hat sich nun in Eurem Hause gezeigt, darum laßt uns in Eure Mitte.“ Der innere starasina: „Wenn Ihr nicht übermüthig sein werdet und Euch mit dem begnügt, was wir Euch vorzusetzen im Stande sind, so wollen wir Euch einlassen, doch nur unter der Bedingung, daß Ihr mir die zu stellenden Fragen beantwortet.“ Auf die Einwilligung zu dieser Bedingung folgt das Oeffnen der Thüre, und der Zug betrifft unbedeckten Hauptes das Gemach. Der innere starasina fragt nun: „Wer seid Ihr? Habt Ihr vielleicht eine Schrift, welche auf fünf Eden zugeseigelt ist?“ Der äußere starasina: „O ja, die haben wir,“ und reicht die Hand dar (die Hand ist die Schrift, die Finger die Siegel), alle anderen machen es

ebenso; der innere starasina fragt weiter: „Habt Ihr vielleicht noch eine Schrift, die für Euch spricht.“ Als Antwort zieht der äußere starasina eine Flasche mit Wein hervor, schenkt in ein Glas ein und trinkt zu. Nach mehreren Begrüßungen fragt nun der äußere starasina um die Blume, welche sie im Hause wissen, man möge sie hereinbringen. Hierauf wird ein häßliches altes Weib herbeigeführt, die sich für die frühere Geliebte des Bräutigams ausgibt, und ein Kind, das sie auf den Armen hält, als sein Kind erklärt, sie sagt, nur wenn er ihr eine Entschädigung gebe, trete sie ihr Recht ab. Nachdem dieser Zwischenfall geordnet ist, wird endlich die wahre Braut heringeführt, der man Anfangs fremd begegnet, doch sie später als die gesuchte Blume anerkennt und sich zu einem Frühstückschmause setzt, an welchem nur die Brautleute nicht theilnehmen. Nachdem sich dann der Zug zum Kirchgang geordnet hat, wird mit voranschreitenden Musikanten zur Trauung geschritten, wobei in der Kirche von allen Gästen gefegneter Wein getrunken und außer der Kirche Brot vertheilt wird, damit Gott die neuen Eheleute in ihrer Ehe nicht darben lasse. Sodann wird zunächst in ein Wirthshaus gegangen, getänzt und gezecht bis zum Abend, wo die Brautleute in ihre Behausung gehen. Eine nothwendige Bedingung beim Hochzeitsgange ist, daß der Bräutigam, und sei es auch im heißesten Sommer, mit einem Mantel bekleidet ist. Die Späße, welche während des Hochzeitmahles (das bei Reichen an mehreren Tagen wiederholt wird) von verkleideten Musikanten vollbracht werden, sind oft sehr derber Natur. Daß Schlägereien besonders unter jenen Burschen vorkommen, welche nicht geladen, außerhalb des Hauses mit Trank beschenkt werden, bringt die Natur der Sache mit sich, daher auch diese Burschen Wegelagerer (prezare) genannt werden. Als ein abergläubischer Gebrauch verdient noch angeführt zu werden, daß die Braut bei der ersten Wäsche die Hemdärmel des Mannes zubindet, weil sie damit die Obergewalt über ihn zu erhalten glaubt; hat der Mann es früher selbst gethan, so muß sie ihm stets ganz unterthänig sein.

Literatur.

Das VI. Heft des vom österreichischen Lloyd herausgegebenen „Illustrierten Familienbuches“ bringt außer einem lieblichen Gedichte „Corfu“ von L. Foglar, den Schluß der Novelle „Die Mühle im Bingsthal“, von Wolfgang Müller von Königswinter. Eine Charakteristik „Friedrich Hebbels“, von Thad. Lau, kann auf den Beifall des Publicums zählen. Die „Fragmente über Physiognomik“, von J. G. Kohl, zeigen von eben so gründlicher, als feiner Beobachtung, und bieten auf einem Felde Realität, wo man bis jetzt nur speculativen Träumereien zu begegnen gewohnt war. H. Schramm's kulturhistorische Skizze: „Die alten Griechen als Repräsentanten des Heidenthums in seiner höchsten Entfaltung“ liefert den Beweis, daß auch die ernstesten Stoffe einer anmüthigen, allgemein ansprechenden Behandlung fähig seien. — Als den Schwerpunkt alles in dem vorliegenden Hefte Gebotenen, möchten wir Kleinsteuer's: „Die letzten Tage Joachim Murats“ betrachten. Der Verfasser hat auf wenigen Seiten, jedoch mit kräftigen Pinselstrichen ein Gemälde des Schlußactes der französischen Herrschaft in Italien entworfen. Wir begrüßen diese historische Skizze um so freudiger, als wir ja das Jubeljahr feiern, welches vor einem halben Jahrhundert das Ende der napoleonischen Herrschaft vorbereitete und schließlich wirklich herbeiführte.